

KAPITEL IX
TAWERN: HEIMAT DER RIPPS

von
Rosina Burkart Raymond

Alle Rechte liegen beim Autor
. Copyright angemeldet. 1988



Dies ist das Stammhaus von Johann Peter Ripp . (1988)
Es befindet sich in der Spanischen Straße 228 Ecke Tawern, Westdeutschland



Heute Spanisch Ecke 5, Tawern (2025)

Der Fahrer brachte sein ramponiertes Taxi abrupt zum Stehen. Jürgen, meine Tochter Sharon und ich rutschten auf den Vordersitz und stießen mit den Knien gegen die abgenutzten Polster.

„Was ist los?“, fragte Jürgen alarmiert. „Nichts – ich wollte dir nur das hier zeigen“, antwortete er und deutete auf ein reifendes bernsteinfarbenes Weizenfeld zu unserer Rechten.

„Warum?“, fragte ich verärgert, weil der Fahrer uns so erschreckt hatte, und wollte wissen, warum. Unbeirrt von meinem Ton fuhr Julian fort und zeigte immer noch auf die Straße.

„Sehen Sie, wo der Weizen wächst? Genau dort haben wir im Krieg ein amerikanisches Flugzeug abgeschossen und sechs Soldaten getötet“, kicherte er. Keiner von uns reagierte, als er sein Taxi startete. Nicht der siebzehnjährige deutsche Cousin Jürgen. Nicht die sechzehnjährige Sharon. Und ich auch nicht. Was sollte man zu solcher Rachsucht sagen, dachte ich, als wir schweigend die restlichen acht Kilometer zur Weinbergstraße in Tawern fuhren, wo wir unsere Ripp- Verwandten treffen würden, die uns erwarteten. Jürgens Mutter Grete (die ebenfalls eine Ripp war) hatte diesen Leuten anlässlich des fünfzigsten Hochzeitstages von Josefs und Marias vom bevorstehenden Besuch der beiden amerikanischen Cousins erzählt. Sie wiederum hatten die Einladung ausgesprochen. Jürgen würde mitkommen und den Weg ebnen. Er hatte den Taxifahrer angerufen, als wir mit dem Zug in Kreuz-Konz (acht Kilometer von Tawern) ankamen, damit er uns abholte und zum Ripp -Anwesen brachte. Wir waren gerade von einer fünfstündigen, wundervollen und erinnerungsreichen Zugfahrt aus Duisburg zurückgekommen , wo wir fünf unvergessliche Tage mit Jürgen und seinen Eltern (Heinrich und Grete Diepenbruck) verbracht hatten, denen wir an diesem Morgen unter Tränen „Auf Wiedersehen“ gesagt hatten – und die wir vor unserem Besuch nur per E-Mail kennengelernt hatten.

Nachdem wir in den Zug gestiegen waren und uns in einem Waggon mit den typischen Sitzen im Kabinenstil und den großen Fenstern mit Blick auf alles, was uns passierte, niedergelassen hatten, ließ ich diese fünf wundervollen Tage mit den Diepenbrucks noch einmal Revue passieren und verinnerlichte sie . Tage, in denen sie uns so viel von sich selbst preisgaben – so viele Einblicke in ihre Lebensweise, ihr Denken und ihre Einstellungen, sowohl innerhalb als auch außerhalb ihres Zuhauses.

Als wir durch das Düsseldorfer Industriegebiet fuhren , wo Rauch aus den Schornsteinen der Eisenwerke aufstieg, machten wir einen kurzen Zwischenstopp in Köln, das halbkreisförmig am linken Rheinufer liegt. Ich erinnere mich, wie Grete eines Tages sagte: „Wir müssen mit dir nach Köln fahren, damit du dir die Stadt ansiehst und den wundervollen Kölner Dom besichtigst, während du hier bist. Mit dem Bau wurde bereits im 13. Jahrhundert begonnen und Ende des 19. Jahrhunderts wurde er endgültig fertiggestellt. Er ist der größte Dom in Deutschland und die Spitze ist 150 Meter hoch! “

„Das klingt wunderbar, das würde uns gefallen“, antwortete ich und fragte mich, was es außer seinem Alter und seiner Größe noch Besonderes an diesem Dom zu entdecken gab.

Grete schien meine Gedanken gelesen zu haben: „Dort gibt es etwas, das man nirgendwo sonst auf der Welt sehen kann – das Grab mit den Leichen der Heiligen Drei

Könige darin.“ „Oh?“, Sharon und ich sahen uns ungläubig an – aber – bereit, es uns zeigen zu lassen.

Am nächsten Tag fuhren Grete, Jürgen, Sharon und ich mit dem Zug nach Köln. Dort stiegen wir am Bahnhof in der Nähe des gotischen Doms aus, dessen 150 Meter hohe Spitzentürme die Kölner Stadtansicht prägen. Nach einem kurzen Spaziergang in der warmen Juniluft erreichten wir das prächtige Bauwerk mit seinen massiven Säulen, die sich zu einem hohen Gewölbe erheben und auf kunstvoll ausgeschnittene Figuren der zwölf Apostel, Heiliger und Statuen herabblicken. Und auch die Gräber der Könige mit ihren gestreckten, geschnitzten Bildern auf dem Deckel.

Wir standen da und betrachteten die malerischen, farbenfrohen Glasmalereien in Blau, Grün und Magenta (typisch für das Mittelalter), die mit einfachem Glas durchsetzt waren. „Warum haben manche Fenster einfaches Glas?“, fragte ich. „Na, da sind die Bomben eingeschlagen“, antwortete Grete, überrascht von meiner Frage. „Es waren vierzehn, riesige, schwere. Außerdem haben sie dreizehn dieser wunderschönen Bögen zerstört“, sagte sie mit einer ausladenden Armbewegung. Wortlos gingen wir weiter und umrundeten den Hochaltar mit seinem prächtigen Altarbild (Anbetung der Heiligen Drei Könige) und die weiten Säle. Da fiel mir ein, dass auch unser geliebter verstorbener Präsident Kennedy, der im Jahr zuvor ermordet worden war, hier entlanggegangen war. Als ich Grete das erzählte, sagte sie: „Ich weiß, wir waren auch sehr traurig. Die Frauen weinten auf der Straße, als wir erfuhren, dass er getötet wurde. Ich glaube, er hatte hier genauso viele Freunde wie zu Hause.“ „Tut er das nicht?“ Ich nickte zustimmend, als wir auf den Hochaltar mit seinem glitzernden, geschnitzten Grabmal mit den Überresten der Heiligen Drei Könige zingingen. „Sie sind nicht wirklich hier, es ist symbolisch, nicht wahr?“, sagte ich fragend. „Nein, nein“, antwortete Grete, „sie wurden vor vielen Jahren hierhergebracht.“ Da sie nicht sagen konnte, wie oder von wem, ging ich nicht näher darauf ein.

Sie erzählte weiter von einer Wallfahrt in Form einer Prozession am 6. Januar zu Ehren der Heiligen Drei Könige, die vor vielen Jahren dem Stern im Osten gefolgt waren und dem Jesuskind Geschenke gebracht hatten. Das wusste ich und konnte es sowohl aus religiöser als auch aus säkularer Sicht verstehen ...

Ich erinnere mich noch gut daran, wie Matt und seine Schafkopf-Karten spielenden Verwandten und Freunde zwischen Weihnachten und dem 6. Januar Sonderpunkte dafür vergaben, dass drei der vier Könige im Deck waren. Und an die freundschaftlichen Auseinandersetzungen, die danach folgten.

Während der Zug an Zuckerrüben- und Gemüseanbaugebieten vorbei Richtung Koblenz (wo die Mosel in den Rhein mündet) fuhr und wir an anmutig terrassierten Weinbergen vorbeifuhren und durch einen langen, dunklen Tunnel mit blauem Licht an der niedrigen Decke fuhren, schwelgte ich in Erinnerungen an diese fünf lange geplanten Tage und wie alles begann. In Erinnerungen schwelgend, das heißt zwischen den Butterbrot-Sandwiches, die Grete für uns eingepackt hatte, und Cola und Kaffee, die wir von dem Händler gekauft hatten, der seinen Karren durch den Gang schob und an jeder Kabine anhielt.

Ich lächelte innerlich, als ich ein Schinken-Käse-Sandwich auspackte und mich an das erste Mal erinnerte, als ich Grete von Butterbrot sprechen hörte. Ich hatte mich gefragt, wer denn einfaches Brot mit Butter möchte – was es bei meiner deutsch-amerikanischen Herkunft ja auch implizierte.

Während ich kurz auf amerikanischem Boden schwebte, erinnerte ich mich daran, wie aufgeregt ich bei der Planung dieser Reise gewesen war, als wir das Dorf Tawern auf einer aktuellen Karte entdeckten, nur zehn Kilometer von der luxemburgischen Grenze entfernt. Was für ein seltsamer Zufall! Ich hatte geglaubt, es gäbe eine Stadt namens Luxemburg, wo ein germanischer Dialekt namens „Luxemburgisch -Deutsch“ gesprochen wird – nur zehn Kilometer von meinem Heimatdorf New Franken in Wisconsin entfernt.

Während ich von meiner Tante Annie (Matts Schwester) von Burkart und anderen genealogischen Ursprüngen erfuhr, war es Onkel Kilian Ripp (Lizzies Bruder), der mir den Hinweis auf die Ripps und von Hattens in Deutschland und Elsass-Lothringen gab. Er hatte meine Neugier befriedigt und mir jedes Mal, wenn ich für einen Besuch nach New Franken zurückkehrte, freiwillig Informationen gegeben; er hatte mir die Adresse in Diepenbruck gegeben und mir erzählt, dass sein Sohn Ervin vier Tage bei ihnen verbracht hatte, als er zur Zeit des Koreakriegs in Deutschland stationiert war. Von Kilian hatte ich von den Ripps in Tawern erfahren – den drei Brüdern, die nebeneinander in der Weinbergstraße Häuser gebaut hatten. Ich erfuhr, dass sein Bruder Conrad (der Priester) seine Ferien bei ihnen verbracht hatte, als er fünf Jahre lang in Innsbruck, Österreich, studierte und dass er Tawern als sein zweites Zuhause betrachtete.

Mit dieser Orientierung hatte ich an Grete geschrieben, deren Mutter Süss eine Ripp war, die Enkelin von Johann Peter, der in Tawern geblieben war, als sein Bruder Nickolas (mein Urgroßvater) um 1853 in den Staat New York auswanderte.

Unsere Cousinenschaft entstand durch die gemeinsamen Ur-Urgroßeltern Nickolaus Ripp und Maria Steir Ripp (aus dem 18. Jahrhundert) waren wir in die Diepenbrucker Dreizimmerwohnung mit Bad in der Nähe des Rheins eingeladen und herzlich willkommen geheißen worden.

Eine Welle der Freude überkam mich, als der Zug dahinrumpelte. Jürgen und Sharon waren ineinander vertieft, und ich verlor mich in Erinnerungen. Ich erinnerte mich an unsere erste Begegnung mit den Diepenbrucks. Sharon und ich waren mit dem Zug aus Brüssel, Belgien, gekommen, voller Vorfreude und auch ein wenig Besorgnis. Würde jemand da sein? Würden sie uns mögen? Unsere Ängste wurden etwas zerstreut, als uns der blonde, blauäugige, schlanke Jürgen abholte und uns mit dem Taxi ins elf Kilometer entfernte Duisberg-Beeck zur Fontanestraße 10 brachte, wo wir Heinrich getroffen hatten. Heinrich, um die Fünfzig, mit beginnender Glatze.

Er hatte seine Hand ausgestreckt und gesagt: „Willkommen, bitte kommen Sie herein.“ Und wir betraten das Diepenbruck-Haus mit seinem sonnigen Wohnzimmer, den mit Spitzenvorhängen geschmückten Fenstern, den mit Pflanzen geschmückten Fensterbänken und dem niedrigen Tisch, elegant gedeckt für „Kuchen und Kaffee trinken“.

Grete hatte uns schüchtern, aber herzlich begrüßt. Eines der ersten Dinge, die die blonde, haselnussbraune, etwa vierzigjährige Grete in ihrem tadellosen Deutsch sagte (offensichtlich erleichtert), war: „Ich bin so froh, dass Sie Deutsch sprechen. Ich habe mich gefragt, wie wir uns unterhalten könnten.“

An diesem Abend kam Anneliese, Gretes Cousine ersten Grades (meine vierte), um die amerikanischen Cousins zu treffen. Ich war traurig und fühlte mich ein wenig schuldig, als sie sagte: „Mein Vater wurde in Mühlheim, das liegt in der Nähe von Duisburg, getötet, nur zwei Stunden bevor die Amerikaner kamen und der Krieg vorbei war. Er war bereits 54 Jahre alt ...“

Später am Abend sahen wir uns Bilder an, verglichen genetische Merkmale und waren uns zur Überraschung aller einig, dass der geografische Standort bei Genen keinen Unterschied macht.

Ich hatte etwas Bedenken hinsichtlich meiner Beziehung zu Heinrich, da er zehn Jahre lang in der deutschen Armee gedient hatte. Obwohl ich gespannt auf seine Einstellung und sein Engagement war, hielt ich es für unangebracht, das Thema anzusprechen. Ich hätte mir keine Sorgen machen müssen. Heinrich wollte ununterbrochen reden, während Grete verneinend und mit verstörtem Gesichtsausdruck den Kopf schüttelte und sagte: „Genug! Ich will mich nicht daran erinnern!“

Es gab jedoch einige Dinge, an die sie sich gern erinnerte, Dinge, die mit ihrer Familie während und nach dem Krieg zu tun hatten. Sogar ein wenig über die Situation der Juden. Eines Tages, als wir auf das Schicksal der Juden zu sprechen kamen, hob sie die Hand und fluchte: „Liebe Gott, wir wussten nicht, was geschah. In den Zeitungen stand nichts. Und wenn wir es wüssten, was hätten wir tun sollen...? Verstehst du?“

„Ja, ich verstehe“, antwortete ich auf ihre Bitte um Verständnis, mehr mitfühlend als gläubig. Konnte das überhaupt jemand verstehen?

Ein anderes Mal, als wir mal Fleisch, mal Gemüse kauften, hielten wir in einem Scherzartikelladen an, um Postkarten zu kaufen. Ich nahm eine vom Konzentrationslager Buchenwald mit. Grete griff nach ihr und schnappte sie mir: „Schick sie nicht ab, das ist nicht nett!“

Als ich ihr versicherte, dass ich sie gar nicht abschicken, sondern nur für meine Akte haben wollte, schien sie zufrieden. Als ich beobachtete, wie der gesunde, attraktive Jürgen sich angeregt mit Sharon in seinem begrenzten Schulenglisch unterhielt, während unser Zug in jedem kleinen Dörfchen hielt, konnte ich nur schwer begreifen, dass der Hunger im Nachkriegsdeutschland so weit verbreitet war, dass er bei seiner Geburt an Unterernährung litt und nur zwei Kilo wog.

„Mein Gott“, hatte Grete mit trüben Augen gesagt, „er war so klein und hatte nicht viel zu essen ... alle mussten hungern.“

„Hat denn niemand geholfen?“, hatte ich gefragt.

„Doch, einige. Onkel Kilian schickte große, runde Stücke Käse von seiner Farm in Wisconsin, Zucker und Mehl. Und ein paar Kleidungsstücke. Mary Staegbauer, die

Haushälterin von Pater Conrad Ripp , schickte auch Lebensmittelpakete. Genau wie er es nach dem Ersten Weltkrieg getan hatte, als er noch lebte. Es half, konnte aber nicht reichen.“

Ich war traurig über das Schicksal meiner deutschen Cousins, aber gleichzeitig stolz auf die Anteilnahme meiner amerikanischen Verwandten. Eines Nachmittags, nachdem Heinrich eine zweistündige Pause von seiner Büroarbeit im Kohlenlager gemacht hatte und zum Mittag -Essen nach Hause gekommen war, siegte meine Neugier, und ich fragte:

„Heinrich, bitte, sag mir, warst du in der Hitlerjugend?“

„Nein , nein, meine Mutter hat es mir nicht erlaubt“, antwortete er mit einem Anflug von Stolz. „Sie war Lutheranerin und sehr religiös. Ich gebe zu, damals wollte ich unbedingt dazugehören.“

„Deine Mutter wusste es am besten. Aber ich kann verstehen, dass du so sein wolltest wie die anderen Jungs ... und du sagst, sie war Lutheranerin – aber Jürgen – er ist Katholik, und Grete auch?“

„ Ja, so ist das in Deutschland, egal wie die Mutter ist, die Kinder sind es auch. Die meisten Familien haben allerdings nur ein oder zwei.“

Auf meinen überraschten Blick und ein kaum hörbares „ Hmm“ hin fuhr Heinrich fort: „Oh ja, es ist anders als bei Ihnen. Geburtenkontrolle ist seit dem Krieg keine Sünde mehr. Wir haben nicht genug Lebensraum – dafür haben wir gekämpft und sieben Millionen Männer verloren, als wir versucht haben, ihn zu bekommen ... oh mein Gott – das war furchtbar“, seufzte er, stand auf, ging ins Schlafzimmer und kam mit einem gerahmten Foto zurück, das er von der Wand genommen hatte. Er zeigte auf die Figuren und sagte: „Meine Eltern, ich und mein Bruder.“ Die Eltern kannte ich, den Bruder nicht. „Wo ist er?“, fragte ich.

„ Tot, er ist in Russland umgekommen. Er war erst zwanzig Jahre alt.“ Und Heinrich ging zurück ins Schlafzimmer und hängte das Bild wieder an seinen Platz an der Wand.

Meine Erinnerungen endeten (vorerst) mit unserer stillen Taxifahrt zur Weinbergstraße 2 in Tawern. Als Julian durch die hügelige Landschaft mit den Weinbergen zu beiden Seiten fuhr, kam Tawern in Sicht, und meine Aufregung kannte keine Grenzen. Ich würde auf dem Boden meiner Vorfahren wandeln, deren Blut sich mit dem der Burkarts , Schotts , Langs , Baumanns , Müllers , Haubrights und anderer vermischt hatte, um mich zu erschaffen! Und das sagte ich Jürgen und Sharon, die mir lächelnd mit „Ja, Tante, ja, Mutter“ nachgaben, während Julian eine schmale, grob gepflasterte Straße entlangging, die wie eine Gasse aussah. Wir sollten bald eines Besseren belehrt werden, als er vor einem neu gebauten Stuckhaus mit angeschlossenem Holzboden, Weinverarbeitungsschuppen und Scheune anhielt. Dazu kam ein beträchtlicher Misthaufen, der ebenfalls zur Straße hin lag, was mich wirklich überraschte.

Als das Taxi anhielt, kam eine rundliche Frau um die Vierzig mit hohen Wangenknochen aus der Scheune. Ihre Röte vertiefte sich, und ihre strahlend blauen Augen leuchteten auf, als Jürgen aus dem Taxi stieg, gefolgt von Sharon und mir.

Das war meine Cousine Katie, die ich unbedingt kennenlernen wollte. Sie wischte sich verlegen die Hände an ihrer blaugrauen Schürze ab, streckte dann ihre rechte Hand aus und

sagte: „Herzlich willkommen, wir freuen uns, dass du da bist. Komm herein – du bist bestimmt müde.“

Nachdem wir Julian anerkennend genickt und „Tag“ gesagt hatten (die übliche Begrüßung für „Guten Tag“), bedeutete sie uns, ihr ins Haus zu folgen, wo sie sofort den kleinen, bandanaartigen Schal abnahm, der ihr zu einem Dutt hochgestecktes blondes Haar teilweise bedeckte. Wir folgten ihr immer noch und schleppten unsere Koffer zum Ende eines langen Flurs, bevor wir eine große, sonnige Küche betraten.

Hier erwarteten uns Katies Eltern Josef und Maria, genannt Opa und Oma (germanisch für Opa und Oma, wie ich später erfuhr), Katies Töchter, die dreizehnjährige Hildegardt und die dreiundzwanzigjährige Mathilde – alle sahen uns erwartungsvoll an, als Katie sagte: „Sie sind da – die Leute aus Amerika!“

Nach einem herzlichen „Willkommen und Hallo“ und einem herzlichen Händeschütteln trugen Hildegardt und Jürgen unser Gepäck die Marmortreppe hinauf in unser Zimmer, das wir uns für die nächsten vier Tage teilen würden. Das Zimmer war mit einem Kingsize-Bett, einer fast 30 cm hohen Daunendecke und riesigen, quadratischen Federkissen ausgestattet. Genau wie bei den Diepenbrucks. Und genau wie bei den Diepenbrucks gab es einen deckenhohen Kleiderschrank, der fast eine ganze Wand lang war. Anscheinend gibt es hier auch keine Einbauschränke, nicht einmal in den neuen Häusern, dachte ich mir. Wir waren begeistert von dem Platz und dem bequemen Bett und waren Katies Töchtern besonders dankbar, dass sie uns ihr Zimmer überließen.

Genau wie die Cousins aus Diepenbruck. Während Katie ihre beiden Kühe (die nie ihre Ställe verlassen) und zwei Schweine fütterte und versorgte, hatte Hildegardt in der Ecke der großen Küche den Tisch für den Fünf-Uhr-Kaffee gedeckt. trinken", prächtig mit Pfirsich- und Aprikosentörtchen, garniert mit Schlagsahne. Das Obst aus dem Garten der Ripp-Schons war nur der Anfang der Köstlichkeiten, die uns dieser Garten beschermen würde. Ein üppiger Garten – bereichert durch den Misthaufen – voller Kirschen, Johannisbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Äpfeln, Birnen und Pflaumen. Ganz zu schweigen von Kohlrabi, Grünkohl, langen, breiten Stangenbohnen und weniger exotischem Gemüse wie Karotten, Gurken und Kartoffeln. Alles wuchs auf einem relativ kleinen Stück Land mit tiefem, schwarzem Boden, dessen Ende zu dem fast 400 Meter langen Hang führte, der zum Gipfel des „Bergs“ führte – dem Hang, auf dem die Familie Ripp-Schons grüne Trauben anbaute und schließlich für den bekannten Mosel-Weißwein verarbeitete.

Nach dem Kaffeetrinken und einem Toast auf unsere neu gewonnene Beziehung mit etwas Wein sagte Mathilde, die früher von ihrer Sekretärinnenarbeit in Trier nach Hause gekommen war: „Ich decke den Tisch, während du auf den Berg gehst. Von dort hast du vor Einbruch der Dunkelheit einen wunderbaren Blick auf Tawern. Aber bitte sei um acht zum Abendessen zurück.“ Bis dahin würde ihr Vater Peter, der lange arbeitete, von seiner Eisenbahnarbeit nach Hause kommen, fügte sie hinzu, und auch ihr Verlobter, Josef Strack, würde kommen. Er spreche Englisch, und das würde die Verständigung erleichtern. Das wäre schön, waren wir uns alle einig, auch Oma, die mit einem Lächeln auf ihrem runden, glatthäutigen, über siebzigjährigen Gesicht sagte: „Ich komme mit“, während

Hildegardt , Katie, Jürgen, Sharon und ich uns auf den Weg auf den Berg machten, von wo aus wir den größten Teil von Tawern sehen würden.

Die spektakuläre und unvergessliche Aussicht auf die Berge rund um das kleine, im Tal gelegene Dorf und die rotgoldene Sonne, die hinter den Bergen unterging, machten die eher anstrengende Wanderung wirklich lohnenswert. Oma, kaum außer Atem, zeigte auf die Berge und nannte sie: Ruohler im Westen, Orchenberg im Norden, Metzenberg im Süden und Pflaumberg im Osten. Und gleich auf der anderen Seite – Luxemburg.

Sie fuhr fort, uns aufzuklären, während sie auf einen Kirchturm zeigte: „Sehen Sie den Spitz dort unten in der Nähe der Ortsmitte? Nun, das ist das, was von der alten St. Peterskirche übrig geblieben ist, wo Ihr Onkel, Pater Ripp , 1902 seinen Primitz gemacht hat.“ „Was ist ein Primitz ?“, fragte ich, und Katie schloss die Antwort ihrer Mutter an: „Das ist, wenn ein geweihter Priester seine erste Messe auf seinem Heimatland liest. Und so empfand Pater Conrad unser Dorf. Es war sein zweites Zuhause – nicht wahr, Mutter?“ „Ja, richtig, Katie. Jedenfalls haben deine Oma und dein Opa das immer gesagt.“

Auf dem Weg vom Berg erzählte Oma laut von ihrem Cousin Conrad, einem Seminaristen – wie er seine Ferien von seinem Studium in Innsbruck bei den Ripp verbrachte , wie er mit seiner Cousine Süß (die später Gretes Mutter wurde) und anderen jungen Leuten aus der Gegend lachte und verkehrte. Sie hatte im drei Kilometer entfernten Fellerich gewohnt und war zu der großen Primitz- Feier eingeladen, die die Eltern ihres zukünftigen Mannes Josef für den frischgeweihten Priester gaben, erzählte sie weiter und erinnerte sich: „Ich war damals sechzehn, hatte ein schönes neues Kleid, eine richtig schmale Taille und einen hübschen Hut mit einer großen Feder – ja, es war wunderschön!“

Als wir ins Haus zurückkehrten, hatte Mathilde den Tisch für das Abendessen gedeckt, Peter erwartete uns bereits und Opa entspannte sich mit Pfeife und Buch auf seinem Sofa an einer Küchenwand. Der 80-jährige, schwerhörige Opa setzte sich etwas gerader hin und sah Oma direkt an, als wir zur Tür hereinkamen. „Und? Wo wart ihr, dass ihr so lange weg sein musstet?“ Oma legte leicht den Kopf schief, als sie antwortete: „Nicht weit, nur den Berg hinauf. “

Ich zeigte auf Tawern, die „Spitze“ und die Berge Ruohler , Orchenberg , Metzenberg und Pflaumberg . Der Unglaube in Opas hellblauen Augen unterstrich den Unglauben in seiner Stimme: „Woher kannst du diese Namen kennen?“ Omas fast himmelblaue Augen funkelten und ein kleines Lächeln umspielte ihre Mundwinkel, als sie antwortete: „Ich weiß – ich weiß“, wobei sie dem „ch“ den „sh“-Laut des süddeutschen Plattdeutschen gab.

Der unausgesprochene Austausch, als sich ihre Blicke trafen, sprach lauter als die Worte. Dass sie es wissen sollte, überstieg Opas Verständnis, das konnte nur 11-jährige wissen. Offensichtlich passte ihr Wissen nicht zur „Kochen, Kirche und Kinder“-Philosophie der altmodischen deutschen Hausfrauenrolle, sagte ich mir.

Nach unserem Abendessen, bestehend aus belegten Brötchen mit hausgeräuchertem Schinken, Tomatenscheiben und Käsekuchen, nahm Opa ein Glas selbstgemachten Apfelschnaps, trank ihn langsam und ging schlafen. Wir anderen (einschließlich Oma) tranken noch eine Flasche Wein und lernten uns durch Gespräche über unsere jeweiligen Familien und Häuser, ihre Namen, ihre Berufe und ihren Wohnort kennen. Alles war leicht...

Opa war am nächsten Tag früh auf den Beinen. Katie hatte mir erzählt, dass sein Verstand nach dem morgendlichen Apfelschnaps und dem Frühstück am besten sei, und ich wollte unbedingt alles über die Familiengeschichte erfahren. Deshalb setzte ich mich mit meinem allgegenwärtigen Notizbuch in der Hand neben ihn aufs Sofa.

Sharon und Jürgen waren Hand in Hand durch das Dorf und die Gärten spazieren gegangen. Aus ihrer Zweisamkeit in Duisburg und im Zug war eine Romanze geworden. Sie war fasziniert von seiner blonden Hand, er von ihrer Schönheit mit ihren dunklen Augen und schwarzen Haaren. Jeder von ihnen von der Fremdheit des anderen.

Da Katie und Oma nun mit Hausarbeiten beschäftigt waren, beschloss ich, Opa auszufragen. Ja, er würde mir gerne alle meine Fragen beantworten, wenn er könnte. „Dann erzähl mir bitte, warum mein Urgroßvater Nickolas nach Amerika ging, während dein Großvater Johann Peter in Tawern blieb? Und alles, woran du dich sonst noch erinnerst“, fügte ich lächelnd hinzu.

Er legte die Finger an seine recht große Nase und den Daumen unters Kinn, während er seine Gedanken sammelte. „Also, früher hatten sie dieses Land, genau hier, wo noch drei Ripp-Familien leben. Nun, das war nicht viel Land für eine große Familie, und es gab fünf Söhne – Nickolas war der Älteste. Er wurde, glaube ich, um 1802 geboren, und mein Großvater, Johann Peter, wurde 1813 geboren. Er war der einzige der Ripps, der in Tawern blieb.“ Opa rutschte auf dem Sofa hin und her, während ich wartete, beeindruckt von seinen Erinnerungen, als er fortfuhr: „Jedenfalls, als sie das Land unter den Brüdern aufgeteilt hatten, reichte es nicht mehr zum Leben. Also arbeiteten sie Tagelöhner – meist Steine sammeln und nach Trier zum Bauen bringen. Das ist zwölf Kilometer von hier, und es war harte Arbeit. Dann hörte Nickolas, dass man im Staat New York billiges Land bekommen konnte, also packte er seine Frau, seine zwei Töchter und seine fünf Söhne ein und verschwand.“ Als Opa kurz innehielt, warf ich ein: „Stimmt, er hat seine Familie großgezogen und liegt dort in Mohawk Hill bei Boonville begraben, hat mir Onkel Kilian erzählt.“ „Oh? Das wusste ich nicht ... Ich habe gehört, dass es ihm leidtut, Deutschland verlassen zu haben – dass es ein hartes Leben war. Ich verstehe, dass der Hauptgrund für ihre Abreise nach Amerika ihre fünf Söhne waren und dass er nicht wie er und die anderen jungen Männer in die preußische Armee eintreten wollte.“

„Und was hast du beruflich gemacht, Opa?“ „Ich habe bei der Eisenbahn gearbeitet, bevor Maria und ich im Mai 1914 geheiratet haben. Dann im August oder September musste ich als Eisenbahner zur Armee. Es war eine Menge Stress – so viele Kämpfe, die wir durchstehen mussten.“

Oma blickte vom Bohnenputzen am Küchentisch auf. „Ja, das war furchtbar“, erzählte sie und erzählte, dass ihr Haus 1939 von deutschen Soldaten besetzt wurde und sie, wie alle Zivilisten aus Tawern, das Haus verlassen mussten. Sie durften nur zwei Koffer mitnehmen. „Und was kann man in nur zwei Koffern mitnehmen? Ja – und wir wussten ja nicht, wann wir zurückkommen würden, also nahmen wir Kleidung und ein paar Papiere mit. Bilder mussten wir zurücklassen ... ja, das war schlimm“, seufzte sie und machte mit dem Bohnenputzen weiter.

Nach und nach erfuhr ich, dass Oma und ihr jüngster Sohn Willi mit der Bahn nach Mechelburg (heute Ostdeutschland) fuhren. Die älteren Kinder, Katie und ihre Schwestern Gretchen und Trine, kamen später nach, während Opa und der älteste Sohn Josef bei der Eisenbahn arbeiteten. Oma wusste drei Wochen lang nicht, wo ihre Kinder waren, bis sie sie in Mechelburg kontaktierten, wo sie alle von September bis November blieben. Dann fuhren sie zu Tante Süß nach Duisburg- Beeck, wo sie bis Juni blieben.

Im Mai desselben Jahres (1940) heiratete Katie Nickolas Schons, den älteren Bruder von Peter, im Haus von Tante Süß und Grete.

in der Weinbergstraße zurückkehrten, „war alles zerstört“, Omas Augen wurden bei der Erinnerung traurig, „Unsere drei Kühe, die Hühner, die Schweine – alles weg. Die Möbel kaputt, schmutziges und zerbrochenes Geschirr in der Badewanne. Alles schmutzig, aber das Leben ging weiter – du weißt, Mathilde wurde 1941 hier geboren.“ Sie schluckte schwer und fuhr fort, „Nickolas, ihr Vater, war in der Armee in Frankreich – und ich werde nie vergessen, wie er eines Tages nach Hause kam – und dann – kurz vor der Rückreise küsste er das Baby und ging schnell zur Tür hinaus. Und wir haben ihn nie wieder gesehen. Er starb 1942 in Russland und wurde dort auf dem Friedhof von Djukino begraben.“

Sie stand auf und brachte die Bohnen zum Spülbecken, damit sie gewaschen und für das Mittagessen vorbereitet werden konnten. (Elf Jahre später heiratete Katie Peter, Nicholas' Bruder und Hildegardts Vater. Seine Mutter hatte zu ihm gesagt: „Junge, heirate Katie, sie braucht jemanden, der sich um sie und das Baby kümmert.“)

Nach vier Jahren Wiederaufbau wurde das Haus der Familie Ripp wieder bezogen. Diesmal kamen französische und amerikanische Soldaten und übernahmen das Haus. Opa arbeitete an der Eisenbahn in Kirn bei Kreuzbach, als die Familie zur Ausreise aufgefordert wurde. Diesmal durften sie die Einrichtung zweier Zimmer mitnehmen – in Kirn.

Bei ihrer Rückkehr 1945 erlebten sie eine Wiederholung der ersten Besatzung. „Alles zerstört!“, fragte ich Oma. „Wie konntest du das alles noch einmal durchmachen?“, antwortete sie mit festem Kinn: „Ja, das muss man, und so macht man es – das Leben geht weiter ...“

Nach dem Mittagessen spazierten sie, Katie und ich durch das Dorf und wurden von jedem, dem wir begegneten, mit „Tag“ begrüßt. So freundliche Leute, wie ich bemerkte! Als wir vor dem Kirchturm blieben, auf den Oma vom Berg aus gezeigt hatte (heute das Tawern-Kriegsdenkmal von 1914 und 1940), machte sie auf drei Ripp -Namen und zwei Schons aufmerksam – Peters Brüder. „Peter war Kriegsgefangener, aber Gott sei Dank ist er nach neun Monaten im Krankenhaus sicher nach Hause gekommen“, seufzte sie, während ich murmelte : „ Wie traurig...“

An diesem Abend kam Katies Bruder Josef, genannt Jupp gesellte sich zu uns ins große Wohnzimmer der Ripp-Schons, um Moselwein zu trinken und sich zu unterhalten. Als ich ihn das erste Mal sah und sprechen hörte, war ich erstaunt über seine große Ähnlichkeit mit meinem Neffen Fran Burkart aus Wisconsin. Er lächelte dasselbe und verzog die Mundwinkel beim Sprechen. Wie konnten sie nur so vernünftig sein? Zwischen ihnen liegt ein Ozean, dachte ich und sagte, nachdem wir uns besser kennengelernt hatten. Wegen dieser Ähnlichkeit war mir Jupp immer besonders lieb.

Auch er war achtzehn Monate lang Kriegsgefangener im Camp Le Mans (südlich von Paris). „Seltsam“, sagte er, „wie unterschiedlich die Menschen sind. Ein amerikanischer Soldat hatte Mitleid mit dir und gab dir eine Zigarette. Dann riss dir ein anderer die Zigarette aus dem Mund und trat darauf. – Weißt du, ich hatte nichts zu diesem Krieg zu sagen und du auch nicht.“ Sein Tonfall verriet, dass er es nicht böse meinte . Seltsam, dachte ich, wie viel man bei einer Flasche Wein und einer identifizierten Verwandtschaft lernen kann .

Am nächsten Tag (Sonntag) gingen Oma, in ihrem marineblauen Anzug und mit dem schlichten Hut, der fest auf ihrem schneeweißen Kopf saß, und ich den Hügel hinauf zur St. Peterskirche. Sharon und Jürgen folgten ihnen. Als wir das wunderschöne gotische Gebäude betraten, gingen Oma und ich nach links – zur Frauenseite. Jürgen und Sharon, ganz in sich versunken , gingen nach rechts – zur Männerseite. „Ich wollte durch die Wand, als mich der alte Mann so böse ansah. Es war mir so peinlich!“, sagte Sharon später, als wir im Haus davon erzählten und alle gutmütig lachten. Das lateinische Hochamt, dem wir beiwohnten, wurde durch einen stimmungsvollen deutschen Gemeindegesang untermalt , bei dem alle aufstanden und mitsangen. Und ich tat es auch , unterstützt von einer freundlichen Frau, die mir ihr Buch zeigte. Gemischte Gefühle von Pathos und Freude überkamen mich bei den Worten: „Gib uns das Geschenk des Friedens.“

Während der Pause, als ein jugendlicher Messdiener einen „ Koffer “ (eine Art geschlossenen silbernen Krug mit Henkel) für die Kollekte herumreichte, musste ich an die Ripps in Amerika denken: Kilian, Tony, Lizzie, Jake, alle, die im Kirchenchor und/oder zu Hause und bei ihren geselligen Zusammenkünften sangen. Der sanfte, philosophische Kilian; der lebenslustige, witzige Tony; die ruhige, introvertierte Lizzie, die selbst in den tragischen Jahren ihres Lebens ihre Lieder sang; der attraktive, extravagante Jake, der, nachdem er Tillie Theissen bei der Chorprobe kennengelernt hatte, seine Verlobung mit meiner Tante Annie (Matts Schwester) löste und die dynamische, extrovertierte Tillie heiratete. Sie ließen sich in Sturgeon Bay,

Wisconsin, nieder und hatten eine dreizehnköpfige Familie, von denen elf erwachsen wurden. Zwei, Ambrose und Ronan, waren im Alter von vier bzw. zwei Jahren an Diphtherie gestorben – während ihre Eltern sie festhielten. Hilflos.

Als der Priester die Kirmes ankündigte, die sie am folgenden Sonntag bis Dienstag abhalten würden, dachte ich auch an Matt und die zweitägigen belgischen Kirmes in Walhain, die er so gern besucht hatte.

Auf unserem gemütlichen Rückweg zum Haus fragte ich: „Was ist denn hier, Kermis? Was macht ihr?“

„Ja, es ist eine große Sache“, antwortete Oma. „Es ist der Namenstag der Heiligen Margareta. Wir schmücken das ganze Haus mit Blumen. Wir kochen und backen viel für die Leute, die kommen. Und wir veranstalten eine große Prozession von der Kirche zum Margareta-Palast – das ist der Friedhof, etwas außerhalb des Dorfes.“

Der Pfarrer hält eine kleine Zeremonie von etwa einer Viertelstunde ab, dann feiern wir! Essen, Trinken, Tanzen bis in den Abend. „Ich wünschte, du könntest zur Kirmes bleiben“, sagte sie wehmütig.

Ich auch. Wie sehr es doch an die Kirmes in Walhain erinnerte, dachte ich, wo manche Leute zum Gottesdienst in die Kapelle gingen.

Gleich hinter der Kurve zur Weinbergstraße kamen wir an einem alten Sandsteinhaus vorbei, mit landwirtschaftlichen Maschinen und dem allgegenwärtigen Misthaufen davor. (Ina zeigte auf das Haus und sagte: „Johann Peter hat dort seine fünf Söhne großgezogen.“ Ich notierte mir schnell die Adresse: Spanische Straße 228. Ecke 228. Als wir nach Hause kamen, war ich überrascht, die ganze Familie Ripp-Schons sowie Peters Schwester und Schwager, die Ackermanns aus Berlin, versammelt zu sehen. Sie waren zum Mittag-Essen und zu Besuch da. Ackermann erwähnte seinen Besuch bei seiner 84-jährigen Mutter in der Ostzone über Weihnachten. Es sei die einzige Zeit, in der er gehen dürfe, sagte er und fügte mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu: „Ihr als Amerikaner könnt jederzeit gehen, wir aber nicht.“

Nach Mittag-Essen brachte uns Jupp nach Trier, der ältesten Römerstadt Deutschlands – eine Geschichte für sich. Nach all den Besichtigungen genügt es zu sagen, dass allein die Porta Negra, ein noch erhaltenes antikes römisches Stadttor, den Besuch lohnenswert machte.

Um 6:20 Uhr setzten wir Jürgen in Trier in den Zug für seine Rückfahrt nach Duisburg-Beeck und schickten seinen Eltern Heinrich und Grete liebe Grüße. Jupp und ich schauten zur Seite, als Jürgen und Sharon sich verabschiedeten – würden sie sich jemals wiedersehen? Würden wir uns jemals wiedersehen? Würden Sharon und ich jemals wieder die Heimat der Ripp betreten? Ihre wunderschönen Blumen sehen, ihren Duft und den würzigen Geruch ihres Landes riechen? Die Wärme der Gastfreundschaft und Freundschaft spüren, die sich in den folgenden zwei Tagen noch deutlicher zeigte?

Tage, an denen Oma, Opa , Katie, Peter und Josef uns feierten, uns mehr über die Familiengeschichte erzählten und uns freiwillig weiter halfen. Und sie beantworteten meine Fragen offen. Tage, an denen wir uns besser kannten , stellte ich einige „schwierige“ Fragen, und sie taten es mir gleich. Ein typisches Beispiel dafür war, als ich endlich den Mut aufbrachte, Katie zu fragen: „Sag mir bitte, hast du Hitler geglaubt?“, und sie errötend antwortete: „Ja, leider. Er hat so viel versprochen – und wir brauchten so viel, seit dem Ersten Weltkrieg.“

Und während ich versuchte, die Gefühle meiner Verwandten zu verstehen, versuchten sie auch, meine Antworten auf ihre Fragen zur Behandlung unserer amerikanischen Ureinwohner und zum Status unserer schwarzen Bürger zu verstehen.

Ja, tatsächlich kann man bei einer Flasche Wein und gemeinsamen Erlebnissen viel lernen . Schließlich war es Zeit, das charmante kleine Dorf Tawern zu verlassen, eingebettet in die vier Berge, die Oma so treffend benannt hatte. Josef Strack (der selbst eine Geschichte für sich ist) brachte uns nach Haupt- Konz , wo wir mit dem Zug nach Elsass-Lothringen, der Heimat der Langs und van Hattens , abfahren. Mit zwei Flaschen Wein, eine von Katie und die andere von Barbara und Richard Müller (Cousins in der Weinbergstraße 3), im Gepäck, verabschiedeten wir uns unter herzlichen Grüßen und Dankbarkeit.

Feuchte Augen hatten sich uns angeschlossen, als wir für ein letztes Foto auf der Vordertreppe standen. Dann, mit einem Blick zurück und einer Handbewegung, machten wir uns auf den Weg ...